



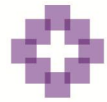
Predigt zur Eröffnung
des Zentrums für Seelsorge
19. Juni 2014

Es gilt das gesprochene Wort

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen

Wir sind an einem historischen Ort, liebe Festgemeinde. Die Bethesda-Teiche in Jerusalem. Jeder, der einmal in Jerusalem war und durch die Altstadt gestreift ist, wird in der Regel auch an diesen Teichen landen, oder besser: bei ihren archäologischen Resten. Ich lese diese Wundergeschichte Jesu seit meinem ersten Besuch in Jerusalem 1984 immer mit den Bildern des historischen Ortes, den archäologischen Grabungsstätten am Schafstor (Neh 3,1), dem heutigen Löwentor. Allerdings erinnere ich mich dabei, wenn ich an diesen Ort denke, nicht so sehr an die Ausgrabungsdetails der Teichanlagen oder deren Überbauungen durch die Jahrhunderte, sondern an den kleinen idyllischen Park, in den man hineintritt, wenn man durch das Tor die Anlage betritt; nachdem man zuvor durch enge Gassen, laute Geschäftigkeit und drängelndes Basargeschehen gedrückt worden ist. Das ist der Eintritt in eine andere Welt. Es sind persönliche Erinnerungen, gewiss, die mich aber doch in den Inhalt der Geschichte bringen. Denn es war zweifelsohne ein Heilsort, an dem diese Geschichte spielt. Und der Garten, der Schatten der Bäume, die Kühlung in der Kreuzfahrerkerche Heilige Anna neben der Ausgrabungsstätte, versprochen Labsal, und zeigten mir oft bei meinen Besuchen in Jerusalem die Wandlungskraft bestimmter Orte.

Antike Heilungsorte so wie Epidauros, wie die Kliniken des Hippokrates, das Krankenhaus auf Kos ziehen an. Orte des Gesundens! Man kann von dem Wunderschaffen an diesen Plätzen nichts mehr erkennen, meist sind es Ruinen und nur auf Tafeln findet man die historische Ausstattung skizziert und liest von den Wundern, die an diesen Orten geschehen sein sollen. Doch - ohne Kritik sage ich es - sind diese Heilungsorte mit auratischen Kräften das Gegenteil zu den Fluren oder Behandlungsräumen in modernen Krankenhäuser. Sie sind oftmals an besonderen Orten eingefügt in die Landschaft und korrespondieren mit der natürlichen Umwelt. Wer mich kennt, weiß, dass mir esoterische Strömungen fremd sind, energetische Kraftfelder sehe ich mehr mit Skepsis, als dass sie mich ergreifen. Rutengang und Pendeln sind nicht meine Sache. Doch zugleich wird für mich an diesen Orten nicht nur ein antikes Heilungsverständnis deutlich, welches mit Kraftfeldern und Dämonen, Engeln und Naturmächten rechnete, sondern auch eines, das sich noch nicht einem szientistischen Materialismus unterwerfen musste oder mit der wissenschaftlichen Vernunft die Lösung aller Probleme erwartete.

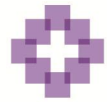


Man kann lange darüber nachdenken, ob antike Heilungsorte nicht auch deshalb zum Weltkulturerbe gehören sollten, weil sie in einer besonderen Weise eine vorwissenschaftliche Suche nach einem „geheilten Menschen“ wach halten. Damit befragen sie zentrale Motive unseres heutigen Menschenbildes. Das antike Menschenbild, welches das Verhältnis von Geist und Leib nicht in einer dualistischen Trennung beschrieb oder die Spannung von Leib und Geist nicht einseitig auflöste, bleibt ein Spiegel der Skepsis für uns. Doch nur in diesem Zusammenhang verstehen wir solche mythischen Vorstellungen wie die leibliche Auferstehung. Der Materialismus ist der Auffassung, dass nur die physikalische Welt irreduzibel real ist und dass in **ihr** ein Platz für den Geist gefunden werden muss, - falls es denn so etwas gibt. Und neurophysiologische Entwicklungen ermuntern dazu, den Geist in eine physikalische Konzeption der Welt einzufügen. Als wenn wir mit dem Wissen über die Gehirnregion des Lachzentrums schon wüssten, warum und über was jemand lacht oder ein anderer den Witz unserer wissenschaftlich-monokausalen Welterklärung eher zum Heulen findet. Geist und Seele lassen sich nicht durch Gehirnforschung verstehen und die Kultur nicht aus der Naturwissenschaft. Aber Heilung heißt ja nicht zuerst eine leibliche Unversehrtheit, sondern ein Mensch, an Leib und Seele gesund.

Also: Bewahren wir die rätselhaften Wunderorte. Die Bethesda-Teiche blieben übrigens auch unter Kaiser Hadrian (nach 135 n.Chr.) ein Serapis-Asklepios-Heiligtum. (und vermutlich ist auch deshalb der Vers 4, der von dem Engel über dem Wasser erzählt, erst später hineingeschummelt in diese Überlieferung)

Ich möchte einige wenige Beobachtungen in der Auslegung dieser Wundergeschichte erörtern. Beobachtungen, die vielleicht auch ein Reflex auf die Arbeit sind, die in diesem Hause - und damit an unzähligen Orten in unserer Landeskirche - in den Bereichen Seelsorge und Beratung geschieht. Es gibt zwei Wundergeschichten in Jerusalem, die mit Ortsangabe geschehen sind. Die Heilung an den Bethesda-Teichen ist eine davon, die Heilung des Blindgeborenen am Teich Siloah die zweite. Jesus ist auf-dem-Weg. Er ist ein passagerer Heiliger. In der Heilung des Blindgeborenen heißt es: „Jesus ging vorüber und sah einen Menschen ...“ (Joh 9, 1)

In unserem Text: **Jesus .. sah und vernahm**. Er ist ein Wanderprediger mit einem Blick für die Welt. Kein Flaneur des Vergnügens, sondern ein Wanderer an den Randzonen des Lebens. Er kommt, geht und beobachtet die Welt. Mir erscheint die geschärfte Wahrnehmung, der wache Blick beachtenswert. Er sieht. Ich will nun keine Liste aufzählen, was wir alles sehen oder schärfer sehen sollten. Kennen wir alle. Eher fragen: Wie sehen wir? Das soll nicht ungerecht sein, weil alles, was hier geschieht notwendig und sinnvoll ist; dennoch: sehen wir nicht oftmals viel zu institutionsbezogen, in gesellschaftlichen Helfefeldern organisiert? Die Sichtblenden sind gesetzt.



Als Beispiel nur drei Blickwechsel - es gibt viel mehr - die sich in den vergangenen Jahrzehnten geöffnet haben: Aids-Seelsorge, Hospizseelsorge und Notfallseelsorge. Ich sah!

Und er vernahm. Vernehmen. Manchmal frag ich mich, ob die Haltung der Kirche nicht zuerst eine „vernehmende“ sein sollte. Nicht kommunikationstheoretisch will ich das interpretieren, sondern schlicht als theologische Geste verstehen. Vernimm! Nicht nur: Kirche, hör zu! Sondern „nimm“, „nehme auf“, „vernehme“. Die Kirche hört in der Nachfolge Jesu, sie vernimmt in ihrer Apostolizität das Seufzen der Kreaturen. Sie hört es als Klage, als sehnsüchtiges Rufen nach Erlösung, als Schrei nach dem verborgenen Gott. Sie „nimmt“ dieses Seufzen und bringt es Gott. Es wird viel gerufen nach der Einmischung der Kirche in dieser Welt. Ja, richtig. Das ist derweil so etwas wie unser politisch korrekter Auftrag. Doch viel wichtiger, ja zuerst, vernehmen wir die Schreie des Schmerzes, hören das Geheul der Welt, die Rufe nach Heilung und bringen sie zu Gott. Im „Vernehmen“ werden wir „Annehmende“, das ist unsere glaubwürdige Zeugenschaft. Wir sind Zeugen Gottes.

Eine zweite Beobachtung. Jesus nimmt den Kampf mit dem Engel nicht auf. Er ignoriert souverän die Mächte der Gegenwelt. Er beherrscht sie. Er ist ohne Angst. Eigentlich könnte man in der biblisch knapp geschilderten Szene dieses Überbietungswunders unter heutigen Hilfsbedingungen allerlei erwarten. Einer würde eine Registratur einführen, zur Feststellung der Bedürftigkeit der dort anwesenden Leidenden. Dann würde ein Zweiter eine Rangfolge erstellen und ein Dritter Scheine ausgeben. Ein Vierter dokumentierte dann den Plan für die Heilung in guter Ordnung und ein Fünfter würde kassieren. Der Sechste erforscht die Bedingungen der Heilung und die Bewegungen des Wassers und der Siebente schreibt die mittelfristige Durchlassquote der Kranken, und der Achte steigert den Umsatz. Schließlich sucht der Neunte schon nach Lösungen, wie der Profit bleibt, wenn der Regen ausbleibt, die Quellen versiegen und die Teiche trocken liegen. Und der Zehnte macht das QM und steuert die Evaluation.

Doch was geschieht? Nur eine einzige Zuwendung zu einem Kranken. Kurzzeitseelsorge. Crash-Heilung. Von den Begegnungen, die über Gespräche Jesu geschildert werden, sind fast alles Dialoge. Nur ganz wenige Ereignisse werden als Massenveranstaltung apostrophiert. Jesus mag keine Events. Er ist ganz da, nur für einen einzigen Menschen. Letztlich ist es eine Ermächtigungsgeschichte durch das Wort. Ein Imperativ mit der machtvollen Zusage an den Einzelnen. Da erschauern wir. Es scheint uns autoritativ, unangemessen. Pfingstlerisch. Diese Geste ist nicht unsere, sie ist jesuanisch. Begleiten, zuhören, verstehen, deuten, ja. Machtvolle Zusage, - eher Nein, das klingt uns zu schnell nach dem Thurneysen-Paradigma. Nein, es meint zuerst nicht mehr als die eigene Glaubwürdigkeit. Ich erlebe insgesamt im Handeln unserer Kirche eine Angst, die mir Sorge bereitet. Die Stärke unseres Auftrags, als seelsorgende Personen im geistlichen Dienst, ist keine relative, keine halbherzige, sondern eine auctoritas spiritualis, die

als Grundlegung gilt. Das ist nicht autoritär, die auctoritas ist eine Würde, ein Ansehen im römischen Reich gewesen, also spricht es von einem Selbstverständnis unseres Dienstes, den wir Gott verdanken und dieser Welt schulden. Menschen erwarten auch unseren Zuspruch. Den erfahren sie schon durch die Präsenz, dann durch die vielfältigen Kompetenzen und in der eigenen Glaubenshaltung.

So wie wir das Seufzen der Welt vernehmen, so klar antworten wir mit der Zusage aus Römer 8: „Denn weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Jesus Christus unserm Herrn.“ (Rö. 8, 38f)

Viel Ihrer Arbeit liegt im Unsichtbaren. Vielleicht können sie oftmals nicht mehr, als eine Anschauung weiterreichen. Das heißt: ein paar Sätze aus einer großen Erzählung sagen, einer Erzählung von der wir gewiss sind, es ist eine Rettungsgeschichte.

Ich habe vor einigen Monaten im Diözesan-Museum in Köln ein kleines, eher unauffälliges Bild aus dem 16. Jahrhundert gesehen. Es stammt aus Flandern, das Abgar-Bild, und zeigt einen König, der ein Tuch mit dem Gesichtsabdruck Jesu zeigt. Die seit dem 4. Jahrhundert überlieferte und mehrfach variierte Entstehungsgeschichte des Bildes berichtet von König Abgar aus Edessa, der schwer erkrankt war. In der Hoffnung auf Heilung lud er Christus - vergeblich - ein, nach Edessa zu kommen. Stattdessen überließ Christus ihm ein Tuch, auf dem er seine Gesichtszüge eingepreßt hatte und dessen Anblick den König gesunden ließ. Die Spur dieses Tuches verliert sich in Konstantinopel zu Beginn des 13. Jahrhunderts. In zahlreichen Kopien ist es jedoch überliefert. Das Bild aus den Beständen des Museums wurde gezeigt in der Ausstellung: Ästhetik des Unsichtbaren. Zwischen Schreinen, Särgen, Schatzkästchen. Ich glaube, dass die Seelsorge und Beratung ein Schatzkästchen der Kirche ist.

Wir reichen keine Tücher weiter. Aber das Tuch ist ein Medium. Genauso wie Erzählungen und gute Erzähler auch Medien sind. Aufmerksame Zuhörer und vernehmende Lebensdeuter ebenso. Die Koordination sowie die Fort- und Weiterbildung, die Kommunikation dieser Arbeit, ihre Vernetzung und ihre wissenschaftliche Anschlussfähigkeit der Arbeit, all das wird in Zukunft für alle Seelsorge- und Beratungsarbeit unserer Landeskirche mit oder aus diesem Haus kommen. Das zwingt auch - für den ein-oder-anderen - zu ungewohnten Allianzen und Wahrnehmungen. Auch die Fähigkeit zur Selbstkritik der eigenen Anschauungen und Überzeugungen gehören dazu. Diese Konzentration und darin Stärkung der Seelsorge und Beratungsarbeit im ZfS wollten alle, die sich für dieses Zentrum eingesetzt haben. Die Stärke unserer Landeskirche war im Bereich der Seelsorge immer verbunden mit hoher Kompetenz. Auch um das zu erhalten, braucht es eine engere Verbindung für die Zukunft.



Ich werde, wie viele andere, Obacht haben auf dieses Schatzkästlein, in dem ein Schlüsselauftrag unseres Dienstes verwahrt wird.

Und wünsche allen Beteiligten einen gesegneten Beginn im Zentrum für Seelsorge.

Amen